



Elisabeth Seidler, Bonn

Die Hoffnung wach halten - aus Respekt vor dem Leidenden und vor Gott

„Warum all das Leid - wenn wir doch Gott als gut und mächtig glauben“ (13). Johannes Brantschen stellt sich dieser Frage der Theodizee immer neu. Anzuzeigen ist die erweiterte Neuauflage eines vergriffenen Werkes, neu erschienen unter dem Titel „Warum lässt der gute Gott uns leiden? Antwortversuche auf die Zumutungen des Lebens, Freiburg 2015“. Der Untertitel sagt es deutlich: Brantschen beansprucht nicht die Theodizeefrage zu beantworten, er bedenkt behutsam und mitfühlend, wie man leben kann angesichts des Leidens und versucht einen Weg aufzuzeigen, wie trotz der unbeantwortbaren Frage der Theodizee der Glaube an Gott sich bewähren kann.

Zu drei Reflexionsschritten ist der Leser in den drei Teilen des Buches eingeladen: Brantschen erörtert die aporetischen Antwortversuche der Tradition und Moderne, reflektiert fünf Möglichkeiten trotz erfahrenem oder belegendem Leid Halt zu finden und zeigt schließlich auf, inwiefern nur eine eschatologisch auf Gottes Möglichkeiten ausgreifende Hoffnung ermutigen und rechtfertigen kann, am Glauben festzuhalten.

Anfang jeder Theodizee muss ein Eingedenken sein. Wer den Leidenden wirklich wahrnimmt, wird zunächst ergriffen schweigen, denn es gibt ein „Übermaß an Leiden“ (14), Leid, das die körperliche und psychische Integrität des Menschen unwiderbringlich zerstört, angesichts dessen sich jeder deutende und theologische Kommentar verbietet. Genau hier aber bricht die Frage nach Gott auf: Wie kann er sein, wenn dieses Leid ist? Adressat dieses Nachdenkens ist für Brantschen nicht der Leidende, dieser bedarf keiner Theorie, sondern der Solidarität, des Versuchs, seine Not zu wenden und, wo das nicht möglich ist, eines Trostes, der nicht vertröstet, eines gemeinsamen Aushaltens. Adressat der theologischen Reflexion ist der, der im Nachdenken vordenken will, um so in Zeiten der Not nicht an Gott zu verzweifeln, weil die Gedanken sich im Leben schon bewähren konnten. Es ist nicht auszuschließen, dass dann ein Gedanke auch trösten kann.

Brantschen prüft und entkräftet zu Beginn seiner Überlegungen die Rechtfertigungsmodelle der Tradition wie der Moderne: Leid wurde interpretiert als „Strafe Gottes“, als „Erziehungsmittel“, als „Preis der Schönheit des Universums“, als „Preis der Liebe“ und der Freiheit. Jeder dieser Ansätze scheitert oder greift zu kurz, doch gerade das Nachdenken über dieses Scheitern führt weiter, befreit den Gottesgedanken aus der Enge menschlicher Vorstellungskraft. Leid als Strafe zu sehen verursacht lähmende Schuldgefühle, verdeckt die notwendige Unterscheidung zwischen abwendbarem und unabwendbarem Leiden, übersieht den Spielraum des Menschen, Leid wenden zu können, vor allem aber verdunkelt es - wissenschaftlich unhaltbar - die Vorstellung von Gott und führt darin in die Irre. „Gott ist kein Strafrichter“ (34). Aus ähnlichen Gründen verwirft Brantschen Ansätze, die Leid als Erziehungsmittel oder als Teil der harmonischen Schöpfungsordnung deuten. Wer Gott mit solch kompensatorischen Überlegungen aus der Anklagewucht zu retten meint, verliert ihn in solch nachweislich falschen Gottesbildern. Kritik solcher Theodizee bedeutet also: Klärung des Gottesgedankens.

Dies gilt vor allem für den Ansatz, Leid als „Preis der Freiheit und der Liebe“ zu sehen, den Brantschen zunächst gewinnend expliziert: Gott ist Liebe und will Liebe. Liebe ist nur in Freiheit denkbar. Freiheit birgt das Risiko der Fehlentscheidung und des moralisch Bösen in sich. Ursache des Leidens ist so der Mensch, die Frage lautet nun: „Ist Gott gescheitert?“ (45). Gott wirbt um des Menschen Liebe, indem er seinen Sohn schickt, auf ein Machtwort verzichtet. „Gott kann warten. Liebe kann warten, Liebe ist diskret. Aber Gott leidet. Woran? An der noch nicht beantworteten Liebe[...] Erschütternde Ohnmacht des allmächtigen Gottes“ (46). Brantschen stimmt diesem Gottesbild und dieser Christologie zu, sieht darin aber keine mögliche Theodizee. Weil Gott leidet, ist des Menschen Leiden weder gerechtfertigt noch gemin-

dert. Gewonnen ist in diesem Nachdenken ein Gottesbild, das Raum für menschliche Freiheit lässt. Um dieser Freiheit willen, ist auch das Universum frei zu denken, das Naturübel also auch in Kauf nehmen. Doch hier spätestens bricht die Aporie aller Theodizee neu auf: Mag es auch sein, dass menschliche Freiheit als Bedingung wahrer Liebe nur in einem Universum zu denken ist, das einerseits nicht beliebig, andererseits nicht vollständig determiniert ist, weigert sich Brantschen doch mit Reinhold Schneider das Leid der Kreatur in solch einem Entwurf zu verrechnen und so mündet seine Übersicht über die Tradition in der rhetorischen Frage: „Müssen wir denn unbedingt *intellektuell* rechtfertigen, was *existenziell* nicht gerechtfertigt werden kann?“ (55) Aus Respekt vor dem Leidenden und vor Gott bricht er den theologisch systematischen Entwurf ab: Die Theologie kann Gott nicht rechtfertigen. „Es gibt[...]auch eine sehr profane, sehr „vernünftige“ Gefangennahme Gottes. Lassen wir doch Gott frei! Lassen wir uns doch überraschen!“ (131)

Es gilt, die Frage behutsam zu wenden: Wie kann man leben und glauben angesichts des Leidens?

Fünf „Haltegriffe“ weist Brantschen dem, der sich mit ihm auf diese Klettertour am Rande des Abgrundes der Sinnlosigkeit und Verzweiflung macht: Die Grenze des eigenen Wissens ernst zu nehmen, aus Leiden zu lernen versuchen, Trost zu spenden, Widerstand, wo er möglich ist, Ergebung, wo sie wandeln kann, Klage und Gebet. Gott erscheint nun als ein Gegenüber, als einer, der Auge und Ohr für den Schmerz hat. Wer so wie der Dichter Ernst Ginsberg trotz der fortschreitenden Lähmung durch eine grausame Krankheit die innere Bewegtheit ausdrücken kann, lebt im Klagen und Weinen vor und mit Gott. Die Beziehung zu Gott tröstet, hält und wandelt. Das Grundmodell dieser Möglichkeit lebte Jesus von Nazareth.

„Der Leidende nimmt Gott ernst, denn er glaubt, dass Gott allein ihm noch helfen kann“ (93). So mündet Brantschens Theodizee zwingend in Eschatologie, die er im dritten Teil des Buches skizziert.

Es geht darum, an einer Hoffnung für die festzuhalten, die nicht verschont wurden, das Leid nicht wandeln konnten, die ohne Trost blieben. Das kann nur eine Hoffnung sein, die auch nach dem Tod noch Wandel für möglich hält, die Gott eine Neuschöpfung zutraut und deshalb allen modernen Einwänden zum Trotz an der bleibenden Unerträglichkeit des Todes und der „Auferstehung von den Toten“ festhält. Sie darf nicht verträöstend ausgesprochen werden, sie darf also weder das Leid verharmlosen, noch abgeleitet sein aus unserer Sehnsucht nach Erfüllung, noch darf sie unsere Apathie und unser mangelndes Einstehen für die Leidenden kompensieren und das heißt: sie muss Fegefeuer und Gericht mit bedenken. Für Brantschen ist der Gedanke des Fegefeuers ein theologisch reflektiertes Bild, das letztlich eine Hoffnung auch noch für die Täter festhält, nämlich die Möglichkeit, dass nach dem Tod durch Einsicht, Umkehr und Buße der Täter noch sich wandeln kann. Gericht bedeutet dann die Chance einer Läuterung im Tod: „Im Tod fallen alle Masken. Die Zeit, sich hinter Ämtern, Titeln und Privilegien zu verstecken, ist vorbei. In dieser unverstellten Begegnung mit Gott, dem Heiligen und Liebenden, geht mir blitzartig auf, was ich hätte werden können und was ich in Wirklichkeit geworden bin. So wird die unverhüllte Gottesbegegnung zur unverhüllten Selbstbegegnung: Das Gericht wird zum Selbstgericht. Das Licht aber, das mir die Augen über mich selbst aufgehen lässt, kommt nicht aus mir, sondern aus der Begegnung mit jenem Gott, den wir als den Heiligen und Liebenden bekennen.“ (139f.)

Was immer im Leben Fragment blieb, kann noch aufgehen in diesem liebenden Blick Gottes. Brantschen hofft auf eine Rettung aller im Gericht und durch das Gericht und meint, nur in diesem Horizont seien Gott und Leid gleichzeitig ernst genommen. Es wäre eine Niederlage Gottes, wenn Menschen im Gericht unrettbar verloren blieben (Augustinus), oder in der Begegnung mit Gott im Gericht diesen in ihrer Freiheit verneinen und nicht in das Reich Gottes eingehen wollen (Jossua, Duquoc), eine Niederlage Gottes, an die Brantschen nicht glauben mag. Wird Gott, den er mit Origines als „die Macht der freien Gewinnung“ (133) versteht, am Ende nicht doch alle gewinnen können? Dies ginge nicht ohne Einsicht und Buße der Täter, vor allem aber nicht ohne die Einwilligung jener, denen Leid zugefügt wurde. Versöhnung ohne Gerechtigkeit und ohne den Schmerz der Einsicht ist unwahrhaftig, Versöhnung ohne die Einwilligung der Opfer wäre keine Versöhnung. In solcher Versöhnung aber wird Gott sich selber rechtfertigen.

Für diese Hoffnung, die nichts und niemanden verloren gibt, aber auch nichts unter den Teppich des Vergessens kehrt, wirbt Brantschen in seinen luziden Überlegungen, die er in profunder Kenntnis der theologischen Tradition entfaltet. Trotz aller Skepsis theologischen Systemen gegenüber enthält dieser schmale Band in nuce eine überzeugende, da stimmige und vor der Frage der Theodizee verantwortete Gotteslehre, Christologie, Pneumatologie und Eschatologie. Brantschen ist stets in freundlichem und aktualisierendem Disput mit „unsere(n) theologischen Ur- und Großvätern“ (36), mit Origines, Augustinus, Thomas von Aquin, Duns Scotus u.v.m. und wehrt in besonders lesenswerten Exkursen sensibel jede antijudaistische Implikation christlicher Verkündigung ebenso ab wie sadistische Töne einer Opferchristologie. In seinen präzisen Formulierungen erkennt der Leser: Dies Buch ist Resultat jahrzehntelangen theologischen Nachdenkens und lebenslangen Begleitens derer, die zu kurz gekommen sind. Brantschens Sprache ist immer ganz nah an dem, was tatsächlich erlebt wird. Jeder Satz ist verantwortet vor denen, die leiden und zugleich vor der Vernunft, die unerbittlich Präzision verlangt. Wo immer Brantschen theologisch brillant formuliert, drückt er zugleich das Ungenügen des Gedankens aus und darum gelingen ihm immer wieder äußerst reflektierte Bilder: Warum geht Gott solche Umwege? Wir wissen es nicht, „aber Ostern gibt uns genug Licht, um vertrauensvoll und mutig im dunklen Tal zu wandern, weil wir hoffen dürfen, dass am Ende des Tals nicht die Nacht uns verschlingt, sondern der Tag uns erwartet.“ (9)

Sein Buch ist auch ein tröstendes Buch. „Echter Trost verscheucht das Leiden des Leidenden nicht, aber der Tröster tritt zum Leidenden hinzu, hält durch seine Person einen Raum offen[...]und versucht durch behutsam redendes Schweigen dem Leidenden eine Gegenwelt zu eröffnen,[...]er hält eine Hoffnung wach, die dem Leidenden im Augenblick nicht möglich ist; er betäubt den Schmerz des Leidenden nicht, vermag aber durch sein treues Dabeisein den Schmerz des Leidenden zu mindern[...]“ (73f.).